

Universitätspredigt, Lamberti-Kirche,
24.6.2018, Prof. Dr. Detlef Haberland

Liebe Gemeinde,

Gnade sei mit Euch und Friede von dem der da ist, der da war und der da kommt.

Der heutige Sonntag ist ein schöner, freudiger Festtag: Der Geburtstag Johannes des Täuflers. Das Datum seiner Geburt errechnete man entsprechend einer Angabe des Lukasevangeliums (1,26–38). Bei Lukas heißt es nämlich, dass der Engel Gabriel Maria verkündet, dass sie Mutter des Gottessohnes Jesus werden würde und zugleich: „Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn in ihrem Alter und geht jetzt im sechsten Monat...“ (Lk. 1, 36). Dieses Ereignis findet drei Monate nach Mariae Verkündigung und sechs Monate vor Weihnachten, dem liturgischen Datum von Christi Geburt, statt. Daher also die genaue Datierung des Geburtstags von Johannes.

Dieser Tag ist auch insofern von Bedeutung, als Jesus, Maria und Johannes der Täufer die einzigen biblischen Persönlichkeiten sind, von denen wir nicht nur den Todestag, sondern auch den Geburtstag feiern. Daher freue ich mich besonders darüber, dass ich mit Ihnen heute diesen Gottesdienst gestalten darf. Zunächst möchte ich mit einigen Beispielen auf die Bedeutung Johannes des Täuflers in Theologie, Ästhetik und Volkskunde hinweisen.

Jesus und Maria sind in ihrer Bedeutung zentral, und daher ist es nachvollziehbar, dass sie in Literatur, Kunst, Musik und Brauchtum die erste Stelle einnehmen. Das muss ich an dieser Stelle nicht erläutern. Aber Johannes der Täufer? Er wird häufig mit dem Evangelisten Johannes zusammen dargestellt. Dies hat seinen Grund nicht nur in der Namensgleichheit. Es ist nach dem vierfachen Schriftsinn eine typologische Gegenüberstellung. Johannes der Täufer verkündet die Ankunft Christi und seine Menschwerdung: „Es kommt einer nach mir, der ist stärker als ich, und ich bin nicht genug, daß ich mich bücke und die Riemen seiner Schuhe auflöse.“ (Mk. 1,7) Der Apostel Johannes hingegen verweist in seiner Apokalypse auf Christus' Wiederkehr am Zeilenende: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ (Offb. 1,17f.)

Was die beiden Johannes verbindet in künstlerischer und psychologischer Hinsicht, ist die absolute Gegensätzlichkeit ihrer Charaktere: die unerbittliche, asketische Härte des unermüdlichen Rufers in der Wüste und die Jugend des Lieblingsjüngers Jesus'. Beide sind vor allem in der mittelalterlichen Kunst vielfach einzeln und zusammen dargestellt worden. So in einem Gemälde von Albrecht Altdorfer, in dem sie an den Attributen Buch und Lamm erkenntlich sind. In vielen Tryptichen, an Taufbecken und Altären sind sie abgebildet. Keine Geringeren als etwa Matthias Grünewald, Hans Memling oder El Greco haben sich mit ihnen beschäftigt und eindrucksvolle Kompositionen geschaffen. Diese können in Museen und Kirchen noch immer bewundert werden.

Aber: Johannes der Täufer spielte seit jeher auch eine große Rolle im Volksglauben. Auch wenn im *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* von Bächtold-Stäubli der Verfasser des entsprechenden Eintrags behauptet: „Ohne Beziehung auf seinen Tag ist von Johannes dem Täufer nicht allzu oft die Rede“,¹ so trägt er doch auf 23 eng bedruckten Spalten überaus zahlreiche Belege zusammen, die Johannes' Weiterwirken in vielen Regionen Europas dokumentieren. So soll etwa das, was man in der Johannismacht träumt, immer in Erfüllung gehen. Mit Hilfe des Johannesstraußes von neunerlei Blumen könne man den zukünftigen Partner sehen. In England wurde geglaubt, dass um Mitternacht zum Johannistag alle Todeskandidaten des nächsten Jahres am Kirchenportal vorbei in die Kirche einziehen. In Russland wurde das Heu nicht bis zum Johannistag gemäht, weil es bis dahin keine wirkliche Nährkraft haben solle. Groß und fett würde das Kraut, wenn am Johannistag ein Stein hineingeworfen wird. Das Johannisfeuer ist ein ganz eigener Brauch, der vielfach bis heute geübt wird. Der Zweck, damit die Luft zu reinigen und böse Geister zu verscheuchen, ist allerdings sicher nicht mehr gegenwärtig. Aber auch Zauberer, Hexen und der Teufel treiben in dieser Nacht ihren Spuk. Daher schützte man die Häuser mit Blumenkränzen und Kräutern, die an die Tür gehängt werden, vor ihrem bösen Einfluss. Die Riten, mit denen sich unsere Vorfahren zu schützen versuchten, mittels derer sie die Erinnerung an Johannes aktiv zu halten versuchten, waren vielfältig.

¹ Sartori: Johannes der Täufer. In: Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 10 Bde. Berlin [u.a.] 1927-1942, Bd. 4, Sp. 704-727, hier Sp. 705 (Nachdruck Berlin 1987).

Das allermeiste von dem, was in dem Eintrag im Bächtold-Stäubli aufgezählt wird, ist nur noch Geschichte, Literaturhistorie und heute, wenn überhaupt noch, Gegenstand spezialisierter volkskundlicher Forschung. Und ebenso scheint mir, ist der Johannistag mit seinem Bezug zum Täufer gleichfalls etwas in seiner Bedeutung zurückgetreten. Das hat damit zu tun, dass unser soziales und kulturelles Gedächtnis vornehmlich die Katastrophen behält, nicht aber Angenehmes, Positives, Glückverheißendes. Während die Versklavung von ungezählten Schwarzafrikanern und ihre Folgen bis heute lebendig ist, wird das Wirken von Albert Schweitzer im äquatorialen Lambaréné nur noch von Spezialisten gekannt. Der Wirkungsaspekt von Schweitzers großartiger und philosophisch begründeter Leistung fällt z.B. im Wikipedia-Artikel denkbar dünn aus.² Sie mögen sich jetzt fragen, was dieser Gegensatz mit dem Johannistag zu tun hat.

Das Wirken Johannes des Täufers enthält einen Aspekt, der, gerade weil er so unscheinbar und zugleich positiv ist, von zentraler Bedeutung für unser Leben sein kann.

Ich zitiere dazu aus dem Johannes-Evangelium: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Johannes zeugt von ihm, ruft und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich.“ (Joh. 1,14f.) Die Stelle, wo Johannes sagt, dass er nicht wert sei, Jesus' Schuhriemen aufzuschnüren, habe ich schon zitiert. Johannes spricht immer wieder von seinem Verhältnis zu Christus: „auf daß er offenbar würde in Israel, darum bin ich gekommen, zu taufen mit Wasser.“ (Joh. 1,31) Und: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ (Joh. 3,30) Dies sind bekannte Sätze aus dem Johannes-Evangelium, die die vorbereitende Tätigkeit des Täufers unterstreichen. Und wir nehmen diese Sätze hin, ohne weiter über die Struktur der Beziehung von Johannes zu Jesus nachzudenken.

Johannes stellt sein ganzes Wirken in den Dienst von Jesus, ohne auch nur im entferntesten an seine eigenen Verdienste zu denken oder sie zu erwähnen. Das lässt sich als Dienstefrigkeit bezeichnen, als Hingabe, als Gefolgschaftstreue, als Loyalität. Die dem zugrundeliegende Haltung kann, zumal in diesem Kontext, am besten jedoch Demut genannt werden.

² https://de.wikipedia.org/wiki/Albert_Schweitzer.

Demut bezeichnet theologisch die Haltung des Geschöpfes zum Schöpfer analog dem Verhältnis vom Knecht zum Herrn. Demut bedeutet die Anerkennung der Allmacht Gottes. Wir müssen nicht nur an Hiob denken, wenn wir den Begriff ‚Demut‘ gebrauchen. Auch Johannes dient einem Herrn, von dem er selbstverständlich sagt, dass er die „Herrlichkeit“ sei. Dabei weiß er genau um die verschiedenen Wertigkeiten: „Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich.“ Johannes sieht sich eindeutig in der Position des menschlichen Lebewesens, das zwar den göttlichen Hauch empfangen hat, aber das bleibt, was es ist, nämlich ein Mensch. Nur das Göttliche ist immer da und kennt keine räumlichen oder zeitlichen Grenzen.

Das Beispiel christlicher Demut des Johannes ist nur eines von vielen, hat zahlreiche Nachfolger gehabt. Denken wir an die Bettelmönche des Mittelalters, denken wir vor allem an Franziskus von Assisi, an Teresa von Ávila, an Hildegard von Bingen, an die Philosophien eines Thomas von Aquin oder eines Meister Eckhard, der schrieb: „Denn vollkommene Demut geht auf das Vernichten seiner selbst und stellt sich selber unter alle Kreaturen.“ Auch andere Religionen haben Demut als wichtigen theologischen Bestandteil auf ihre Fahnen geschrieben: Seien es etwa die Buddhisten, die Orthodoxen, seien es die Naturvölker, die sich selbstverständlich in die sie bestimmenden natürlichen Umstände einfügen und die Götter als die Machthaber anerkennen.

Liebe Gemeinde, wie können wir dies für uns fruchtbar machen? Ich habe Philosophen des Mittelalters zitiert, musste aber feststellen, dass Demut in der Philosophie der Neuzeit eher weniger vertreten ist. Die Entwicklung des Selbstverständnisses des Ichs hat mit Rationalismus und Aufklärung Züge angenommen, die weit wegführen von einem Selbstverständnis des Menschen als ein Geschöpf Gottes. Das Selbst steht immer mehr im Mittelpunkt, und das reicht hin zu Nietzsches Satz „Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden“, in dem die Scheinheiligkeit und die Bigotterie des Jahrhundertendes mitschwingen. Auf der anderen Seite äußert Oscar Wilde: „Der höchste Augenblick eines Menschen – daran hege ich nicht den geringsten Zweifel – ist der, wenn er im Staube niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt.“ Das dürfte aber schon während oder nach seiner Zuchthausstrafe geäußert sein, denn es fehlt hier jede Form der Ironie oder der feinen Satire, deren Wilde mächtig war. Inzwischen aber ist der Begriff, zumal im Umkreis der Politik, zu einer Floskel geworden, die

keinerlei Aussagekraft mehr hat, so z.B. in folgendem Satz: „Ich verneige mich vor Ihnen und Ihrem Andenken – in Dankbarkeit und Demut.“

Und damit sind wir, liebe Gemeinde, bei dem nach meiner Auffassung entscheidenden interpretativen Ausblick. Ich meine, dass das Wirken Johannes des Täufers ein gedanklicher Anstoß sein kann, über uns und unsere Tätigkeiten nachzudenken. Johannes hatte eine einzige Mission: Das Kommen Jesus' vorzubereiten. Er hat dies mit aller Kraft getan und sich – so vermute ich – keinerlei Ruhe, Erholung oder Auszeit gegönnt. Mittelalter, Frühe Neuzeit und Moderne sind sich, abgesehen von der Entwicklung des Ich-Begriffes, in einem Punkt gleich: Das, was der Mensch tut, tut er nicht ausschließlich aus dem Willen, Gott zu verherrlichen. Die Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Tritt noch der mittelalterliche Baumeister als Person hinter seinem Werk zurück, ist der barocke Architekt ein stolzer Verkünder seiner eigenen, individuellen Leistung. Und erst das 19. und 20. Jahrhundert! Es dürfte kaum einen Wissenschaftler geben, dem es allein um die Sache geht, kaum einen Firmengründer mehr, der sich als „Vater“ seiner Angestellten sieht, kaum einen Verwaltungsbeamten, dessen Ziel es ausschließlich ist, der Kommune oder dem Staat wirklich zu dienen. Der Begriff „Staats-diener“ scheint mir mittlerweile regelrecht entwertet. Nein, es geht um den Namen auf dem Titelblatt, es geht um das persönliche Verdienst und Vermögen, es geht um höhere Besoldungsstufen, Zulagen und Pensionen. Von Politikern zu reden, verbietet hier bereits der Zeitrahmen.

Wäre es nicht hin und wieder angebracht, angesichts des Geleisteten einen Augenblick innezuhalten? Zu fragen, wem wir das Ergebnis verdanken? Von wem uns Unterstützung und Hilfe zukommen? Ja, viele werden denken: Ist doch klar, das sind die Mitarbeiter der Abteilung xy, die Hilfskräfte, die Lagerkräfte, die unteren Beamten und Angestellten. Aber gehen wir noch einen Schritt weiter. Wir können aus diesem erfolgsorientierten Denkmodell vielleicht nicht ganz und nicht sofort aussteigen, aber wir können uns einmal fragen, wem wir folgen: dem Erfolgsdruck, der Eitelkeit, der Gewohnheit? Das geht so lange gut, wie unser System funktioniert. Wenn aber urplötzlich ein Unfall, eine Krankheit oder der Verlust eines nahen Menschen den Kurs unseres Schiffchens grundsätzlich ändern? Wenn Schul- und Alternativmedizin nicht mehr helfen oder das Sozialsystem versagen? Wenn es kein „weiter so“ mehr gibt? Spätestens dann spüren wir, was es heißt, man sei „mitten im Leben vom Tode umfängen“, wie es in dem gregorianischen Choral heißt (den auch

Luther übersetzt hat). Allerspätestens ist dies der Augenblick, an dem wir unsere Selbstgewissheit in Frage stellen sollten. Die „devotio moderna“ des Johannes von Kempen zeigte hier bereits einen Weg auf. Sie zeigt, dass es nur einen gibt, dem zu folgen sich wirklich lohnt. Und das ist nicht das eigene Ich. Der englische Dichter Wystan Hugh Auden fing in seinem Epos *Age of anxiety* von 1947 genau diese existenzielle Situation ein:

In den Arten unseres Sprechens spiegelt sich unser Zustand,
 Die wir Vergängliche sind, die ewiges Leben
 Erflehn mit dem unendlichen Antrieb
 Ängstlich begehrender Geister, die endlich
 Begrenzt sind, aber sich weigern, wirklich
 Zu sein; [...].³

Es gibt das schöne Beispiel eines Künstlers, eines Kraftmeiers, Provokateurs, enfant terrible sondergleichen, der von sich sagte, er trüge die Bemerkung, er sei der „anstrengendste Liebling, den die feine Hamburger Gesellschaft je hatte“, wie eine Auszeichnung.⁴ Der in Oldenburg geborene Graphiker und Zeichner Horst Janssen machte dieses Eingeständnis seinem Freund Joachim Fest gegenüber, dem er 1987, nur wenige Jahre vor seinem Tod, gestand: „Alles, was ich je zustande gebracht habe, ist Teil einer langen Sterbensgeschichte – immerzu Totentanz.“⁵ Nicht umsonst hat der sensible Künstler Tod und Totentanz so häufig gezeichnet. In diesem Satz wird Demut am Ende des 20. Jahrhunderts deutlich formuliert.

Das Vertrauen in Jesus führt hingegen nicht zum Tod, sondern zum ewigen Leben. Aber nur, wenn wir ihm folgen und nicht immer wie ein vorwitziger Schüler aufzeigen und auf uns aufmerksam machen. Lassen wir vor allem heute einmal in diesem Sinne Johannes den Täufer unser Vorbild sein.

Und der Friede Gottes, der höher ist all' unsere Vernunft, stärke und bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

³ W. H. Auden: Das Zeitalter der Angst. Ein barockes Hirtengedicht. Eingel. v. Gottfried Benn. Dt. Übertr. v. Kurt Heinrich Hansen. Wiesbaden 1947, S. 83.

⁴ Joachim Fest: Horst Janssen. Selbstbildnis von fremder Hand. Berlin 2001, S. 215.

⁵ Ebenda, S. 269, 271.